...ank.
...ff
...igen
...rkaufen.
...ambach
...mann
...Arienstraße 8 E
...regelmäßig in
...ausschneiden).
...ße
...eingewachsene
...lt schmerzlos
...Nr. 1243
...stelle.
...Katenzah-
...gegeben
...Während der
...ag, „Hotel zur Post",
...unt. K. 1243
...stelle.
...erdienst
...reter u. Ver-
...e ernstlich dch.
...erdienen
...ig. gut ver-
...rik ist in all.
...fachheit, werd.
...Bad, Dampfheizung,
...6. evtl. früher zu
...Nr. 133 an die
...Kasseler Straße.
...Nr. 215 an die
...Nr. 4, über 800 qm
...Spind, auch als
...if Wunsch lang-
...erpachten.
...Nr. 133 an die
...der Geschäftsstelle.
...Ernten.
...gen Auf-
...die neue
...ung
...n
...ohnung
...Str. gelegen.
...Selbige liegt
...gnet sich auch
...Geschäftsstelle.
...ohnung,
...u. Küche (Neu-
...ost 1 Etage, von
...r Dame gesucht.
...Geschäftsstelle.
...Klavier
...äußerst preis-
...nufen.
...10.
...beizen

„Da das Spinett so unbrauchbar war wie am Abend zuvor, stürzte Emanuel zu einem Freunde, um ihm die Komposition vorzuspielen. Alle Hoffnungen, die an diesem Morgen in seiner Brust angefacht waren, wurden erfüllt, ja weit übertroffen. Die Komposition machte die Runde unter den Freunden, danach unter den Lehrern, Kennern und Gönnern und endlich in der Oeffentlichkeit. Sie brachte dem Jüngling hohe Bewunderung und den erträumten Ruhm, ja sogar Geld ein, und von hier ab begann seine Laufbahn. Er brachte noch manches wertvolle Werk zu Papier, das seinen Namen in die Welt trug, aber niemals erreichte er wieder die geheimnisvolle Höhe jenes ersten, ihm gnädig geschenkten.

Ein Liebeslied aus Hawai

Heitere Geschichte von Eva Gräfin von Baudissin

Sie war eine romantische Schallplatte, sie, die den Namen „Aloha-Oe" trug. Denn nicht nur, daß sie ein hawaisches Abschiedslied, ungefähr mit den Worten: „Lebewohl, bis wir uns wiedersehen", in sanften Tönen spielte, sondern sie war auch eine feste, obgleich drahtlose Verbindung zwischen einem jungen Ehepaar, das sich stets nach langen Monaten nur auf kurze Zeit wiedersah und im übrigen durch Weltmeere voneinander getrennt wurde.

Die junge Guschi Mangold saß auf dem großen Wirtschaftshof ihres Vaters, der nach der Beendigung seiner Fahrtzeit sich das alte Familiengut zurückgekauft hatte und nun Landmann war. Den ganzen Tag hatte die junge Frau in Garten, Hof und Stall überreichlich Arbeit, aber abends um sieben Uhr legte sie alles nieder und ging in ihr kleines Wohnzimmer, wo sie die hawaische Platte spielen ließ. Ganz, ganz fest dachte sie in diesen Minuten an ihn, den Fernen, Geliebten, und sandte ihm alle lieben Wünsche und Gedanken zu, die ihr Herz erfüllten. Und er — gewiß, wenn es ihm möglich war, lauschte auch er jetzt derselben Weise.

Diese Zwiesprache durch die Ferne ging lange, lange gut, aber eines unglücklichen Tages wurde Kapitän Mangolds Dampfer von einem furchtbaren Sturm ereilt, der so überraschend aufkam und das Schiff von einer Seite auf die andere warf, daß niemand mehr Zeit hatte, lose Gegenstände festzuzurren und Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde zertrümmert. Als nach schlimmen Stunden der Kapitän endlich mal wieder in seine Kabine gehen konnte, stand sein schwarzer Diener Juma vor einem Haufen Scherben und sagte unterwürfig: „Banna, alle Platten kaputt!" Ja, wirklich, da lagen die Scherben, und sein Herr sagte nur kurz: „Wirf den ganzen Kram über Bord!" Was auch sofort geschah — das Gerät selbst wurde in eine Ecke verbannt, für den Rest der Reise war es ja doch unbrauchbar geworden.

Als sie Kapstadt anliefen, lag da ein Brief von Guschi. Erwartet hatte er ihn ja — aber wenn sie nun fragte, ob er auch täglich die Platte aufgelegt und „Ahola-Oe" angehört hätte? Ihm wurde unsicher zu Mut, nach Frauenart würde sie es sicher beklagen, daß er gerade auf d i e s e Platte beim Sturm nicht achtgegeben hätte — in Liebesdingen ist es mit der Frau ein eigen Ding — — —

Aber was las er da: — — — und denke Dir, Liebster, an jenem Abend, da ich so liebevoll Deiner gedachte, wie noch kaum zuvor — war es doch der Tag, an dem ich Dich zum erstenmal gesehen habe! —, ist die Platte zersprungen! Mein Unglück kannst Du Dir vorstellen. Und das Schlimmste ist, daß ich sie nirgends mehr bekommen kann, ich bin gleich nach Hamburg gefahren und in alle Läden gelaufen: es heißt, die Platte würde in Deutschland nicht mehr hergestellt — und nun verlasse ich mich ganz auf Dich: Du mußt sie mir im Ausland kaufen. Ich wäre sonst zu unglücklich, denn sie ist doch ein Sinnbild unserer Liebe — —"

„Jawoll, ja", sagte er vor sich hin, erschrak aber gleich über diese Gleichgültigkeit seines Tones, die fast nach einem Vorwurf geklungen hatte. Aber in ein paar Stunden liefen sie aus, und Kapstadt blieb für den Rest der Reise der einzige größere Ort, wo solch ein Einkauf überhaupt noch möglich war. Denn in Lüderitzbucht oder Walfischbai — er sah die öden Plätze vor sich — gab's keine Schallplatten oder ähnliches zu kaufen. Er blickte unwillkürlich auf die Uhr: keine Möglichkeit, daß er noch an Land ginge! Durch den Sturm waren sie ohnehin fast um einen Tag verspätet, er mußte noch die Schiffspapiere vor der Abfahrt prüfen, die paar Stunden bis dahin waren vollbesetzt — na, denn mußte es eben ohne „Aloha-Oe" gehen. Guschi würde das einsehen. Er steckte den Brief in die Brusttasche und eilte an Bord zurück. Der erste Mensch, auf den er traf, war ein dicker Farmer, der nach langen schweren Jahren sein Vaterland mal wieder besuchen wollte. „Sie, Herr Bullwitz", sagte der Kapitän eilig, „gehen Sie noch an Land? Ja? Dann tun Sie mir den einzigen Gefallen und bringen Sie mir eine oder auch zwei Platten ‚Aloha-Oe' mit!"

„Mit was für'n Ding, Herr Kapitän?"

Himmel, nein, lange Zeit zum Erklären hatte er nicht! „Denn lassen Sie's man, Bullwitz!" Der war ja viel zu schwerfällig, um diese Besorgung zu machen. Aber da kam die etwas nervöse kleine Doktorsfrau aus Beira, die überall, wo auch nur eine Hütte am Strand stand, Einkäufe machte und dabei behauptete, sie reise nur nach Europa, um sich von Kopf zu Füßen neu auszustatten. Ihr wiederholte er seine Bitte: Wenn sie doch in so viele Läden liefe, könnte sie doch dabei fragen — — — „Falls es mir irgend möglich ist, Kapitano! Aber Sie wissen ja, ich muß mir allerlei Warmes besorgen, ehe wir in diese entsetzliche Biskaya oder die noch furchtbarere Nordsee kommen — brr!" Sie schüttelte sich. „Nur Nebel und — —"

Er unterbrach sie ungeduldig. Es würde ja doch nichts nützen: diese Frau dachte nur an ihre eigenen Sorgen, die ließ sich in jedem Lande alles von den Borten räumen und fand doch nie das Richtige für sich. Seine Stirn verfinsterte sich: so sind die Menschen nun mal!

„Weshalb so düster? Angesichts des hellen Wetters? Immer nur lächeln'", riet eine Engländerin ihm, die plötzlich neben ihm auftauchte. „Bald sind Sie uns ja los!"

Er lachte und erzählte ihr, daß schon bei der kleinsten Forderung an den Nächsten alle Liebenswürdigkeit versage — — „Und das wäre?" Prüfend schaute er sie an, und dann bat er sie direkt, ihm doch die Platte „Aloha-Oe" zu besorgen — —

„Unbedingt! Wenn ich noch Zeit habe! Mein Friseur hat von Durban aus eine Depesche bekommen, daß er mir unbedingt Wasserwellen machen muß —"

„Genügt der Schiffsfigaro nicht?" Er drehte sich ohne weiteres um und rief seinem Diener etwas zu. Die Engländerin ging wütend von Bord.

Zwei Stunden später gab es „Luft" für den geplagten Kapitän. Und als er sich rasch umkleidete, kam es ihm zum Bewußtsein, daß er während seiner Arbeit nur an die ersehnte Schallplatte gedacht habe. Mochte er noch so viele Fahrgäste gebeten haben, sie zu besorgen, sie hatten den Auftrag alle mehr oder weniger verblümt abgelehnt. Nun setzte er sich selbst in Bewegung und suchte die ihm bekannten Geschäfte auf. Aber überall traf er auf tiefes Bedauern. Diese Platte war vollständig ausverkauft. Zu guter Letzt erwischte er noch eine einzige. Mit dem Schatz unterm Arm eilte er an Bord zurück. Kaum betrat er den Laufsteg, als Juma grinsend auftauchte und sagte: „Keppen, Kabine all voll Platten!" Und wirklich, als der Diener die Tür öffnete, sah der Kapitän einen überwältigenden Reichtum von Platten auf allen Möbeln, sogar nebenan noch auf seinem Bett liegen: „All Paasgieren schenkt", verkündete Juma strahlend. Wie rührend! Der Kapitän schämte sich, daß er die Menschheit unterschätzt hatte: Die meisten hatten nicht nur eine, sondern zwei oder drei „Aloha-Oes" beschert!

„Na, denn komm, Juma, wollen sie verwahren!" sagte er und ließ den Jungen den Kasten unter der Koje vorziehen. Juma staubte ihn mit leichter Hand ab, öffnete ihn, hob eine Platte heraus und sagte: „Ein heil bliebenda, Banna!"

Der Kapitän drehte sie um und las: „Alo — — —"

„Bengel", schrie er wütend, „weshalb hast du mir das nicht gesagt? Mit dieser einen", er schmetterte die Platte auf den Boden, „hätten wir doch genug gehabt!"

„Immer gut, Keppen, immer fein Musik — lange, lange Zeit", tröstete ihn Juma sanft.

Und so war es auch. Ob man wollte oder nicht — die Platten mußten verbraucht werden!

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 18 | **5. März 1938** | **12 Jahrgang**



Copyright 1937 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

ERSTES KAPITEL

Der Prozeßgegenstand war dem Beisitzer Maucke ein böhmisches Dorf. Er war gewiß weit in der Welt herumgekommen und hatte manche Erfahrungen gesammelt, aber nur schwer und mühsam kam er dahinter, worum sich der junge schlacksige, blasse Mensch und das keifende Kneifermännchen eigentlich stritten.

Die Alten türmten sich auf dem Richtertisch. Die Türen gingen auf und zu. Es kamen und gingen Leute: Freudige, Hämische, Gleichgültige. Im Korridor saßen die Wartenden. Ihre Stimmen schwollen an und nahmen wieder ab. Parteien wurden jenseits des Ganges laut aufgerufen; man hörte es bis herein: Prammersbach gegen Knaulke — Vollbart gegen Haberecht — von Eindringling gegen Wach- und Schließgesellschaft — Nießnutz gegen Städtische Müllabfuhr.

Durchs Fenster stahl sich schüchtern ein Sonnenstrahl. Die kleinen Staubkörnchen tanzten darin und ließen an eine blühende Sommerwiese denken.

Maucke beobachtete heimlich den neben ihm sitzenden Richter. Bewundernswert diese Ruhe. Die Wogen des Streites glätteten sich, wenn der Vorsitzende unbeirrbar Sachliches vom Unsachlichen schied. Maucke hätte diesem Mann, der an einem Vormittag ein halbes Dutzend Verhandlungen führen und sich immer und immer wieder neu umstellen mußte, gern seine Bewunderung ausgedrückt. Aber das ging wohl jetzt nicht gut.

Ein bißchen abgespannt saß Maucke auf seinem Stuhl. Seine Finger spielten mechanisch mit einem Bleistift. Unter seiner gesenkten Glatze betrachteten die gutmütigen Augen neugierig und aufmerksam die nicht alltägliche Erscheinung des Klägers, der eben vor dem Richtertisch stand.

Der Richter stellte aus den Akten fest, daß dieser Kläger Wolfgang Wormann hieße und Komponist sei.

Merkwürdig, Komponist! dachte Maucke flüchtig. Ein etwas entlegener Beruf. Ob man davon leben konnte?

„Jawohl, ich bin Wolfgang Wormann persönlich", hörte er die junge, volltönende Stimme des Klägers sagen.

In diesem Augenblick schoß es Maucke durch den Kopf: Wormann — Wormann — Wormann — wo hatte er denn schon diesen Namen... Und wo hatte er schon diese Stimme... Längst Vergangenes stand in Blitzesschnelle vor ihm. Richtig! Und nun saß Maucke hier — bei Gericht — als Beisitzer... War das angängig? Maucke war ein gewissenhafter Mensch, doch er wollte abwarten. Die leichte Ermüdung war verflogen. Maucke fieberte innerlich. Den jungen Menschen vor sich verschlang er geradezu mit seinen Augen.

Dieser steckte in einem dunklen abgetragenen Anzug, der nicht mehr recht sitzen wollte. Die Schuhe etwas ausgetreten. Die dunkelblonden Haare lang und wirr durcheinander. Die Hände hatten etwas Fahriges, Unsicheres. Sie bewegten sich rasch und eckig, als wollten sie eine vermeintliche Gefahr abwenden, die stets im Anmarsch zu sein schien. Und das Gesicht... Unverkennbar diese Aehnlichkeit, dachte jetzt Maucke. Ein großer, proportionierter Kopf. Hart und eigenwillig in den Linien. Eine hohe gewölbte Stirn. Aber unstete, flackernde, kindlich-hilflose Augen, die manchmal unheimlich aufglühten — genau wie damals vor Jahr und Tag... Was war nicht alles an Zeit und Ereignis hereingestürzt seit damals, spukte es Maucke durch den Kopf.

Der Prozeßgegner war ein kleines, zerknittertes Männchen, mit einem riesigen Kneifer auf einer spitzen Nase, hinter dessen dicken Gläsern kleine, böse Mausäuglein funkelten. Das Männchen vertrat die „Neue Musikverlagsgesellschaft", gegen die sich Wormanns Klage richtete. Es schien offenbar chronisch an schlechtem Gewissen zu leiden. Aufgeregt trat es von einem Bein aufs andere und platzte schier vor Ungeduld. Sein penetrantes Stimmchen piepste:

„Wir haben aber ausdrücklich vereinbart..."

„Gar nichts haben wir vereinbart", gab Wormann zurück, und zum Richter gewandt, fuhr er fort: „Ich habe von der ‚Neuen Musikverlagsgesellschaft' den Auftrag erhalten, Vorspiele und Potpourris aus Carmen, Tannhäuser, Aida, Dichter und Bauer für großes Mandolinen-

orchester zu arrangieren. Nach Ablieferung meiner Arbeiten war das vereinbarte Honorar an mich zu zahlen!"

„Aber nur, wenn die Arrangements dem Verlag zusagen. Das war die Grundbedingung!" japste das Männchen dazwischen.

„Das ist eine unverschämte Lüge, Herr Vorsitzender!"

Der Richter verwies den jungen Mann. Maucke war es unklar, warum für alte Opern neue Komponisten hinzugezogen werden sollten.

„Kein Mensch würde sich auf eine derart unsichere Sache einlassen", fuhr Wormann fort; mit tiefer Erbitterung stieß er hervor: „Schlimm genug, wenn man sich überhaupt zu solchen Geschmacklosigkeiten hergeben muß!"

Maucke wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er kam da einfach nicht mit.

Der Diskant des kleinen Männchens fegte dazwischen: „Wir werden doch keine Arbeiten bezahlen, die völlig unzureichend sind!"

Wormann fuhr hoch: „Unzureichend? Und wie ist das mit dem Zeug hier?" Mit blitzschnellem Griff hatte er seine schwarze abgeschabte Ledermappe aufgerissen, ein Pack Noten herausgezerrt und auf den Richtertisch gepfeffert, daß die anderen Akten aufgeregt im Luftzug flatterten, als protestierten sie gegen diese artfremden Eindringlinge.

„Was sollen die Noten hier?" fragte der Richter verwundert. Das dürre Männchen verlängerte den dünnen Hals weit über den Stehkragen und äugte verständnislos auf den Richtertisch, auf dem die Noten lagen.

Der Richter hatte das oberste Notenheft ergriffen und las laut: „Potpourri aus Carmen von Georges Bizet. Für großes Mandolinen- und Gitarrenorchester arrangiert von Franz Zerner."

„Ist das Ihr Künstlername?" wandte er sich an den Kläger.

„Keine Spur! Das ist irgend jemand vom Verlag, der meine Arbeiten einfach abschreibt. So ersparen sich die Herren mein Honorar."

Dem dürren Männchen war der Kneifer von der Nase gefallen.

„Bitte sehen Sie sich das hier an!" Zum ersten Male sah Wormann Maucke in die Augen: nein, ein Irrtum war ausgeschlossen — Maucke wußte nun genau, wer der Kläger war. „Hier ist mein Original und hier das Machwerk des Verlages. Fast wörtlich abgeschrieben. Ich bitte zu vergleichen. Hier zum Beispiel: Die Baßlaute ist im gleichen Schlüssel notiert wie bei mir und die Führung der Mittelstimmen ..."

Der Richter unterbrach den Erregten. Ob da ein Plagiat vorliege, könne man hier nicht entscheiden, belehrte er den Kläger freundlich. Auch bedürfe es dazu eines Sachverständigen. Für das Gericht sei im Augenblick nur wichtig, festzustellen, ob diese ominöse Bedingung seitens des Verlages an den Auftrag geknüpft war oder nicht. „Liegt denn kein schriftlicher Vertrag vor?"

„Nein, der Verlag hat es nicht für nötig erachtet, einen solchen auszustellen."

Der Richter schüttelte bedenklich den Kopf. „Hatten Sie denn diese Arbeiten im Rahmen Ihres Angestelltenvertrages auszuführen oder ..."

„Aber ich bin ja gar kein Angestellter der ‚Neuen Musikverlagsgesellschaft'!" unterbrach Wormann den Richter. Dieser sah ihn erstaunt an.

„Sie sind bei dieser Firma gar nicht fest angestellt? Dann ist ja hier das Arbeitsgericht überhaupt nicht zuständig. Ich würde Ihnen raten, nehmen Sie sich einen Anwalt. Sind Sie mittellos? — Dann klagen Sie im Armenrecht!"

Es war ganz still geworden im Saal. Die Staubkörnchen tanzten immer noch in der Sonne. Maucke atmete erleichtert auf. Eine brennende Frage hatte er an Wormann. Aber er besann sich. Man mußte schon warten, bis die Verhandlung beendet war.

„Ihr Anwalt soll dann gleich die Sache wegen des vermeintlichen Plagiats vorbringen", sagte der Richter freundlich und klappte langsam die Aktendeckel zu.

Wormann nickte. Eine Stumpfheit hatte sich seiner bemächtigt. Langsam hob er den Kopf.

„Wie lange kann es dauern, bis ein neuer Termin anberaumt wird, Herr Vorsitzender?"

„Gott ja — einige Wochen müssen Sie schon rechnen!"

„Einige Wochen...", murmelte Wormann. Seine Augen flackerten hilflos. Maucke ging es durch und durch.

Dies war die letzte Verhandlung an diesem Vormittag. Maucke war rasch in seinen Mantel geschlüpft, hatte sich vom Richter und dem anderen Beisitzer verabschiedet und stand bereits auf der Treppe unten. Wormann konnte noch nicht herunter sein. Ein Trupp aufgeregter Leute schob sich an Maucke vorbei. Es wurde heftig über einen verlorenen Prozeß gestritten. Das dünne Männchen eilte eben durch die hohen Glastüren auf die Wilhelmstraße. Ob Wormann schon fort war? Maucke mußte ihn heute noch sprechen. Es ließ ihn keine Ruhe.

Mit seinen kurzen, beweglichen Beinen, die den schweren Leib und den gedrungenen Oberkörper trugen, durchmaß er hastig den Vorraum von einem Ende zum anderen.

Der große Zeiger der elektrischen Uhr hüpfte unbarmherzig um je einen schwarzen Strich weiter. Das Treppenhaus lag wie ausgestorben. Ob es noch andere Ausgänge gab? Hätte ich ihn doch gleich angesprochen, dachte sich Maucke und stieg langsam die Treppe hinauf, um nachzusehen, ob der Richter noch oben war, der aus den Schriftsätzen Wormanns Adresse ersehen konnte.

Im Korridor des Zwischenstocks stand Wormann. Weit und breit keine Menschenseele. Er lehnte den Kopf an das Gangfenster und starrte hinaus. Draußen quietschten Krane und Baggermaschinen auf dem Bauplatz eines Neubaues. Ueber den Lehm- und Kalkhaufen lag die Sonne.

Maucke schlug das Herz rascher. Er war dicht hinter Wormann getreten, der nichts zu sehen und zu hören schien.

„Herr Wormann — verzeihen Sie..." Aber Wormann hörte nichts. Maucke legte ihm die Hand auf die Schulter. Aufgeschreckt fuhr Wormann herum und starrte Maucke an. „Verzeihen Sie, sind Sie nicht der Sohn des Hauptmanns Wormann vom 113. Infanterie-Regiment? Der — bei den Vogesenkämpfen fiel?"

Er hatte sehr leise gesprochen. Trotz des Prasselns der Nietmaschinen, das vom Neubau unten herauf tönte. Wormann sagte nichts. Es entstand eine lange Pause. Maucke sprach noch leiser.

„Wir lagen in derselben Feuerlinie — Ihr Herr Vater und ich. Er war mein Kompagnieführer. Maucke ist mein Name. Ich fing ihn auf, als er umsank. Er sah mir nochmal in die Augen. Sie sind ihm sehr ähnlich. Auch die Stimme. Ich habe Sie sofort erkannt. — Verzeihen Sie bitte."

Sie waren nun die Wilhelmstraße hinaufgegangen und in die Leipziger Straße eingebogen. Die Wagenkolonnen stauten sich. Menschenbündel knoteten sich zusammen. Es war kein Vorwärtskommen. Ein Pferd war gestürzt. Der weiße Aermel eines Verkehrsbeamten ragte zwischen zitternden Motoren auf. Gehorsam stoppten die Wagenreihen zu beiden Seiten. Das Pferd war aufgesprungen. Der Beamte gab die Fahrbahn frei, und die endlose Riesenschlange der Autos züngelte und wälzte sich weiter. Scharen von Zeitungsverkäufern brachen in die Straße ein. Einer überschrie den anderen. Motore knatterten, Hupen heulten, Bremsen schrien, Pneus knirschten, Fahrräder klingelten, Fuhrleute schimpften, Elektrische quietschten — eine Unterhaltung war schwer möglich.

Maucke und Wormann gingen still und langsam nebeneinander her. Maucke wollte immer wieder zu sprechen anheben, aber es fiel ihm nichts Gescheites ein. Wormann, der sein ungeheures Staunen überwunden hatte, konnte eine gewisse Rührung nur schwer verbergen. Katja aus-

genommen, hatte er in den letzten Jahren nicht viel gute und freundliche Worte zu hören bekommen. Und da kam einer und sprach von seinem Vater — von seinem geliebten Vater, der damals dem kleinen Gymnasiasten einen Klavierauszug aus der „Zauberflöte" geschenkt hatte. Das war kurz bevor er ins Feld abrückte. Und in den Armen des Mannes, der neben ihm ging, war er also gestorben. Wenn die Mutter noch lebte, hätte er den Mann einfach nach Hause geschleppt. Da hätte er dann erzählen müssen — vom Vater erzählen — unaufhörlich erzählen. Aber die Mutter war tot, ein Zuhause gab es nicht mehr, und Wormann selbst konnte nicht fragen. Er war herb und verschlossen und wenn Gefühle aufsprangen, die von ganz innen kamen, verkroch er sich in sich selbst. Und brannte doch darauf, noch irgend etwas vom Vater zu hören.

Ihr gemeinsames Ziel, ein U-Bahnhof in der Friedrichstraße, war bald erreicht.

(Fortsetzung folgt)

Das Spinett

Skizze von Martin Beheim-Schwarzbach

Eine der großartigsten und rührendsten Kompositionen, welche hier nicht mit Namen genannt zu werden braucht, verdankt ihre Entstehung nicht jenem Musiker allein, dessen Namen nun auf ihren Noten vermerkt ist, sondern einem geisterhaften Helfer; und wer weiß, mit wievielen Werken dieser schönsten und geheimnisvollsten aller Künste es ähnlich bestellt ist?

Ein Jüngling namens Emanuel, dessen Leben der Musik geweiht war, hatte sich entschlossen, eine Kammer zu mieten, die in einem großen, alten Hause der Vorstadt unmittelbar neben dem Dachboden gelegen war. Dorthin schaffte er die wenigen Habseligkeiten, die der Pfändung durch seinen früheren Hauswirt noch entgangen waren, und leider befand sich das Klavier, auf dem er seine Phantasien und Kompositionen auszuführen pflegte, nicht mehr darunter, denn um genau zu sein: es hatte ihm niemals gehört, die letzte Rate des Kaufpreises war unbezahlt geblieben.

Wenn nun auch Emanuels Siebensachen geringen Wert hatten, nahmen sie doch mehr Raum ein als die enge Kammer erlaubte; und so begab er sich am Tage seines Einzuges auf den ungemein geräumigen Dachboden, um zwei oder drei Kisten und Kästen, die ihn störten, dort unterzustellen.

Plötzlich mußte er bemerken, daß er nicht allein war. In einem Winkel des Bodens, schräg unter einer Luke, die von Staub und Spinngewebe so verhangen war, daß sie den Tag kaum noch durchließ, saß ein alter Mann mit dem Rücken gegen den Eindringling, aber er hatte den Kopf so herumgedreht, daß er Emanuel aus großen und etwas zerstreuten Augen voll ins Gesicht blicke. Vor sich hatte er auf einem Tisch, zwischen allerhand beiseitegeschobenen Kästen und Paketen, Schachteln und Büchern ein altertümliches Spinett stehen, dessen Tasten aufgeschlagen waren, und er verharrte in einer Stellung, als habe er gerade eben aufgehört, darauf zu spielen. Er trug eine sehr altmodische Kleidung und einen ziemlich verwilderten weißen Bart, aber seine Gesichtszüge waren edelgeschnitten und seine Stirn hoch und bedeutend.

Emanuel stand reglos wie eine Bildsäule und starrte dem Mann wie einer Erscheinung entgegen, und allmählich wurde ihm immer klarer, daß er es mit einem übernatürlichen Wesen zu tun haben müsse, glaubte er doch zu erkennen, daß die Konturen des Tisches und der dahinter befindlichen Gegenstände durch den alten Mann hindurchschimmerten; und endlich gewahrte er auch, wie die hageren Finger sich kunstvoll auf den Tasten bewegten, doch ohne einen Ton hervorzubringen. Da schritt er rückwärts aus dieser sonderbaren Stätte hinaus, gefolgt von den milden und zerstreuten Blicken des Spinettspielers, und war froh, als er die Tür hinter sich zugezogen hatte und sich in seiner Kammer befand.

Hier versank er in tiefes und furchtsames, aber auch sehnsüchtiges Grübeln. Jetzt war es nicht so sehr der alte Mann mehr, der ihn beschäftigte, sondern das Spinett, worauf er gespielt hatte. Es war eines von denen, wie man sie vor etwa dreihundert Jahren benutzt hatte, klein und überaus primitiv, etwa fünf Fuß lang und zwei Fuß breit, und ohne Beine, so daß man es zum Spielen auf einen Tisch setzen mußte. Dem armen Musiker wohnte mehr als eine Melodie in der Brust, ohne daß er sie auf einem Instrumente ausführen konnte; wie, wenn dieses Spinett herrenloses oder vergessenes Gut war und ihm zum Komponieren dienen könnte? Während er noch so saß und in den Abend hinein sann, ertönten plötzlich einige Klänge und Akkorde, welche die ungewohnt zierliche Klangfarbe eines alten Spinetts trugen, durch die Wände, so leise, daß sie dem Lauscher vor seinem eigenen Atem zu vergehen schienen. Nicht lange, so konnte er vernehmen, wie sich diese Töne, nach einigem Präludieren und Phantasieren, zu einer Melodie von betörender Lieblichkeit und Innigkeit zusammenfügten; aber kaum hatte er ihr Motiv, das seinesgleichen an Schönheit nicht fand, begriffen, als er jäh aus diesem wunderbaren Genusse gerissen ward.

Einige Freunde traten bei ihm ein, um seinen Umzug mit ihm zu feiern und ihn über sein mancherlei erlittenes Mißgeschick zu trösten. Sie hatten Wein mitgebracht, und da sie alle gleichen Sinnes und Geistes waren wie er, stellte bald jene gemeinsame Stimmung von Wehmut, Freundschaft und der Hoffnung auf das Schöne sich ein, wie sie edle Naturen zu einen vermag. Die Musik aber war von dem Augenblick an, da Emanuel sich nicht mehr allein befand, verstummt, und vergebens suchte er sich ihr zauberisches Motiv im Geiste zurückzurufen.

Nach dem Grunde seiner Versunkenheit befragt, erzählte er den Freunden sein Erlebnis. Anfangs glaubten sie es ihm nicht; endlich aber beschlossen sie, das Spinett herüberzuschaffen und zu erproben. Emanuel zeigte sich furchtsam und riet es ihnen ab; sie aber bestanden darauf, ließen sich den Ort beschreiben, gingen mit einer Kerze auf den Boden und schafften wirklich das Instrument ungehindert in Emanuels Kammer. Freilich erwies es sich als wenig brauchbar. Einige Tasten klemmten, einige Saiten fehlten, und die vorhandenen Töne klangen unrichtig und leer. Emanuel glaubte nun selbst, geträumt zu haben, und suchte sich alles, die Erscheinung und die Melodie, aus dem Kopfe zu schlagen.

Spät nach Mitternacht verließen ihn die Freunde. Er streckte sich auf sein Lager, der Wein hatte sein Gemüt schwindlig und schweifend gemacht, die Gespräche aber seinen Geist angeregt, und lange konnte er keinen Schlaf finden. Hin und wieder verfiel er aufs neue darauf, nach der vernommenen Melodie zu suchen, ja, er nahm sogar Notenpapier und Bleistift zur Hand, um sie kunstgerecht aufzuzeichnen, aber vergebens. Schließlich sank er darüber in den Schlaf.

Als er am späten Morgen erwachte, war ihm, als habe er soeben erst die Melodie, die er so sehnlich gesucht, auf dem fehlerlos klingenden Spinett vorgetragen, mit allen Akkorden und Variationen, die dazu gehörten und es zu einem erlesenen, einem unvergleichlichen Kunstwerke machten. Alles hatte er mühelos beherrscht, und erst der Augenblick des Erwachens, so fühlte er trauernd, hatte den Augenblick der höchsten Meisterschaft, die ihm jemals gewährt gewesen, abgeschnitten. Da richtete er seufzend im Bette sich auf, und nun fiel das Notenblatt, worauf er gestern geschrieben hatte, von seiner Brust, und als er es in die Hand nahm, sah er, daß es ihrer mehrere waren, und daß sie dicht an dicht mit Noten in seiner eigenen Handschrift bedeckt waren. Er begann sie voller Verwunderung zu studieren und erkannte, daß er eine fertige und sehr kunstvolle Komposition vor sich hatte, ohne die geringsten Streichungen und Verbesserungen, deren er doch sonst immer bedurfte, und mit Wendungen und altertümlichen Schnörkeln, die er sonst nicht beherrschte. Er erkannte auch das Motiv, das gestern in seinen Ohren geklungen, darin wieder, und allmählich ging ihm auf, daß ein unbekannter Meister sich seiner Hand bedient hatte, um der Welt eine der schönsten Weisen mitzuteilen, die sie wohl je kennengelernt hatte.